



Illustriertes Blatt.

Samstag den 26. September.

Acht Tage an der untern Donau.

Reisekizze von J. S. Vaillant.
(Aus der „Revue de l'Orient.“)

Ich wollte mich von Bucharest nach Constantinopel begeben und kam einen Tag zu spät in Braila an. Das österreichische Dampfboot war den Tag zuvor abgegangen, und sollte erst in acht Tagen wieder kommen; ich wollte mich aber den Launen des schwarzen Meeres nicht in einem Segelschiffe anvertrauen, deshalb begab ich mich nach Matschin, einem Dorfe, drei Stunden aufwärts von Braila, auf dem rechten Donau-Ufer, um von da zu Lande nach Warna zu gehen. Ich war indeß nicht sobald bei dem Tschorbadschi, an den ich durch den Director der Quarantäne empfohlen worden war, abgestiegen, als ich erfuhr, daß dieser Weg allzu gefährlich sey, und wenn ich bedachte, daß ich, abgesehen von der Gefahr, von den Tataren angegriffen zu werden, sechs lange Tage in einer elenden Araba zubringen müßte, so fand ich es sparsamer und sicherer, diesen Plan aufzugeben und das Dampfboot zu Zatoa abzuwarten.

Am folgenden Tage kam ich um 4 Uhr Abends zu Zatoa an, einem elenden Dorfe von einem Duzend Barracken, die durch einander am Flusse hin erbaut, bei jeder Anschwellung des Stromes der Ueberschwemmung ausgesetzt und von armen Fischern bewohnt sind. Der Eigenthümer dieses Dorfes ist der Tschorbadschi Gaspard, ein katholischer Armenier, dem ich als ein *qulo*; (Freund) empfohlen war und der mich als großen Herrn empfing. Sein Wirthshaus bestand aus drei Zimmern, nämlich zwei kleinen, durch die Feuchtigkeit unbewohnbaren Kammern, und einem großen Saal, dessen eine durch ein hölzernes Gitter verschlossene Ecke zugleich Küche und Kaffeehaus bildet. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich beim Eintritt in den Saal ein Billard erblickte, allerdings das einfachste und schmutzigste, das ich in meinem Leben gesehen, aber doch ein Billard mit Queues und Bällen. Um diesen großen Saal, dessen Boden aus gestampfter Thonerde bestand, lief eine hölzerne Bank, welche bei Nacht den Reisenden als Lagerstätte dient, und auf der einen Seite liefen vor dieser Bank fünf oder sechs Tische von weißem Holz hin, welche mich nicht sonderlich an das Café Tortoni mahnten. An einem dieser Tische, die bei meinem Eintritt alle leer standen, nahm ich Platz, in der

Hoffnung, hier ein Abendessen zu erhalten; glücklicherweise aber hatte ich noch ein Stück von einem Truthahn, womit mich mein Tschorbadschi zu Matschin versehen hatte, sonst hätte ich mich hungrig schlafen legen müssen. Ich war eben mit meinem spärlichen Mahl beschäftigt, als der Saal sich plötzlich mit 15 Leuten füllte, die ich nach ihrem Ton, ihrem Benehmen und ihren Lumpen für Räuber hätte halten können, wenn ich nicht schon lange an das Elend und die Wildheit der Bewohner dieses Landes gewohnt gewesen wäre. Es waren vielmehr sehr gutmüthige, und ich möchte sagen, sehr ehrliche Leute, nur ein wenig neugierig und darum manchmal sehr lästig. Meine Anwesenheit an diesem Orte schien ihnen sehr seltsam, als sie aber von meinem Gastwirth erfahren, daß ich ein Franzose sey, beruhigten sie sich und lächelten mir zu. Ich hatte mich deshalb nicht sehr zu beklagen, denn wenn sie mich auch, sobald sie, um mich essen oder schreiben zu sehen, in Knoblauchgerüche hüllten, wenn sie mir durch ihre schmutzigen Kleider widerwärtig waren, so bezeugten sie mir auf der andern Seite eine Untermüthigkeit, die ich nicht erwartete und die mir von Leuten ihres Schlages in Frankreich gewiß nicht zu Theil geworden wäre, denn bei uns ist der unwissende, arme und rohe Mensch zugleich neidisch und gehässig, und schreibt gern sein Elend, seine Rohheit und Unwissenheit Andern zu; diese aber überboten sich in Beweisen von Artigkeit und Freundlichkeit.

(Schluß folgt.)

Theodor Vladimiresko.

Erzählung von J. N. v. S.
(Fortsetzung.)

In eben dem Maße aber, in dem das Zutrauen und die Verehrung der Gekränkten gegen Theodor zunahm, stieg auch der Haß und die Erbitterung der Bojaren gegen ihn, der ihre Erpressungen und Grausamkeiten nicht duldet, und wenn es mit Gutem nicht gehen wollte, oft selbst mit Gewalt den Wallachen Gerechtigkeit verschaffte.

Besonders hatte Diamanty durch seine rücksichtslose Unmenschlichkeit den Haß seiner Unterthanen sich zugezogen, und vergebens hatte es Theodor durch Vorstellung und Bitten mehrmal versucht, den Hartherzigen zu einer menschlicheren Behandlung seiner Leibeigenen zu bringen.

Da nun auch die Klagen über die Grausamkeiten des größten Theiles der anderen Wojaren immer zunahmen, schickte Theodor endlich eine Deputation nach Constantinopel, und bat, indem er der hohen Pforte die unglückliche Lage des Fürstenthums darstellen ließ, dringend um die Ernennung eines Hospodars.

Alle diese Handlungen Theodors hatten indessen die Nachgiebigkeit der Wojaren nur um so mehr entzündet; sie sahen ihn als ihren Feind an, und bei einem ihrer Beläge ward sein Ende beschlossen und festgesetzt: der Vermählungstag der schönen Alexandra mit Ziriaki sollte sein Todestag werden.

Ohne eine Ahnung von dem Schicksale, welches seine bösen Feinde über ihn verhängt hatten, empfing Theodor die ihn zum Feste einladenden Wojaren auf die schmeichelhafteste Art. Sie ersuchten ihn auch, als erster Beistand der Braut, um so sicherer zu erscheinen, da es nächst der Feierlichkeit der Trauung noch einige Zwistigkeiten auszugleichen gebe.

Zu gut kannte Theodor seine Feinde, um ihnen unbedingt zu trauen; er nahm zwar mit der freundlichsten Miene, die er erzwingen konnte, die Einladung an, und versprach auch gewiß zu erscheinen, dachte aber nach der Entfernung der Wojaren eben darüber nach, in welche Falle er gerathen könne, als ein Priester, der Abgesandte der edlen Alexandra, bei ihm erschien, die von der Berathung der Männer gehört, und zu ihrem größten Schrecken erfahren hatte, daß ihr Ehrentag zu einer so schändlichen Mordthat benützt werden sollte.

Der Priester entdeckte ihm, wie die Wojaren beschlossen hatten, daß nach geendigtem Hochzeitsmale der Toast der Braut, vom Hausherrn ausgebracht, das Zeichen zu Theodor's Ermordung wäre, und fügte die dringendsten Bitten Alexandra's bei, unter was immer für einem Vorwande von der Feierlichkeit wegzubleiben, worauf Theodor der großherzigen Warnerin danken ließ, und schnell seine treuesten Leute zu sich berief, um sie mit dem Vorhaben der Wojaren bekannt zu machen.

Verachtung und Abscheu malte sich auf den Gesichtern der rohen Panduren, als sie dies hörten und sogleich wollten sie nach Szurdak eilen, um über die Wojaren herzufallen; doch Theodor beruhigte sie und theilte mit kaltblütiger Besonnenheit die Rollen aus.

Dreißig Mann sollten in verschiedener Verkleidung sich bei dem Feste einfinden und fünfzig andere unter der Anführung Dpra's zu Pferde sich im nächsten Busche verbergen, um auf die ersten Schüsse im Schlosse den Ihrigen zu Hilfe zu kommen.

Es wurde festgesetzt, daß die Ersteren sich theils unter die Bedienung bei der Tafel, theils unter die Zuseher um das Haus mischen, von wo sie dann, wenn die Gefahr drohe, auf einen Pfiff ihres Capitäns hereinzubrechen hätten, während Einige ihre Pistolen auf dem Hofe abfeuern, um den Brüdern im Walde das Signal zu geben.

Der Morgen des ominösen Ehrentages (es war der 17. Jänner 1821) graute noch kaum, als Theodor mit seinen Getreuen sich auf den Weg machte und von den Wojaren zu Szurdak, wo er in ganz geringer Begleitung einritt, mit den größten Freudenbezeugungen empfangen wurde. Bald darauf ertönten die Glocken zum Beginne der Vermählungsfeierlichkeit.

Die Gäste hatten sich in dem großen Saale versammelt, und da trat jetzt auch Alexandra im hochzeitlichen Gewande mit ihrer „Brautmutter“, einer Dame aus der Nachbarschaft, ein. Mit todtenbleichen Wangen, tief gesenktem Haupte und langsamen, unsichern Schritten ging sie durch die ihr Platz machenden Wojaren auf Theodor zu, um ihn als ihren Brautvater zu begrüßen. Ihr unruhiger Blick schien ängstlich ihn zu fragen, warum er trotz ihrer Warnung doch hier erschienen sey, und gegen sie sich neigend, als wolle er ihren Gruß erwidern, flüsterte er ihr leise zu, sie solle ruhig und außer aller Sorge für ihn seyn. Unbefangen reichte er ihr hierauf den Arm, um den Zug zur Kirche zu eröffnen, und um die festlich geschmückte Braut sammeln sich ihre ehemaligen Gespielin, sie zum Traualtar zu geleiten.

Die Vermählungsfeierlichkeit war beendet und Alles ging wieder auf das Schloß, wo nun die Gasterei begann.

Die Blicke einiger auf ihren Herrn mit eifersüchtiger Wachsamkeit lauschenden Panduren, die sich unter die bei der Tafel aufwartende Dienerschaft gemischt hatten, hätte, trotz ihrer Verkleidung, den Wojaren den Anschlag, der auf ihr Haupt zurückfallen sollte, leicht verrathen können, wenn diese in minderer Blindheit weniger Zuversicht an dem Gelingen ihres Vorhabens gehabt hätten.

Allein daran dachte wohl keiner. Das völlig unbefangene, gemüthliche Benehmen Theodor's löschte selbst die Verwunderung aus, die bei Einigen durch die ängstlichen Blicke der Braut erregt wurde, und so ging das Gastmal ruhig seinem Ende näher.

Schon sammelten sich einige Wojaren hinter dem Stuhle Theodor's, doch auch mehrere Bedienten mit Schüsseln, Tellern und Flaschen machten sich hinter ihm etwas zu thun, und waren nicht von seinem Rücken wegzudrängen.

Da hob der Hausherr zum verhängnißvollen Toaste der Braut den Becher in die Höhe — und mit einem Schrei des Entsetzens stürzte Alexandra, Hilfe rufend, zur Thüre hinaus.

Die Wojaren fielen über ihr vermeintliches Opfer her, doch Theodor hatte mit Sicherheit bis zum entscheidenden Augenblicke gewartet, wo nun auf seinen gellenden Pfiff sich plötzlich die Scene umwandelte.

Die Bedienten, die hinter Theodor standen, hatten meistens ihre Schüsseln, Teller und Flaschen den Wojaren ins Gesicht geworfen und stürzten jetzt mit ihren, unter den langen Kleidern versteckt gewesenen Waffen über diese her, während die übrigen Panduren entweder zu ihrem Herrn rannten, oder die Thüren besetzten und einige Pistolen abfeuerten.

Die Wojaren erschrecken, besonders als sie die Schüsse auf dem Hofe hörten, doch sie hatten keine Zeit zur Besinnung, denn es galt das Leben. Sie waren zwar viel stärker an der Zahl, als Theodor's Leute, diese aber fochten wüthend und waren viel geübter in den Waffen.

(Schluß folgt.)

Nachtviolen.

(Aus dem „Waterland.“)

Ein sterbender Vater gab seinem weinenden Sohne folgende Lehren und fügte hinzu, daß, wenn er sie befolgen würde, er gewiß gut fahren müsse.

1. Hast Du ausgezeichnete Talente, so lerne vor Allem gut fechten; denn im Alter dürftest Du es brauchen.

2. Gehe nie in eine humoristische Vorlesung (sogenannter herumziehender Humoristen), wenn Du früher viel schwarzen Kaffee zu Dir genommen hast.

3. Belästigt Dich ein fader Schwäger mit seinem ekelhaften Geplauder, und kannst Du ihn durchaus nicht los werden, so leihe ihm 5 Gulden, und Du wirst ihn nicht mehr sehen.

4. Ist Dein Schmerz so tief, daß Du nicht weinen kannst, so gehe auf das Land in ein Gasthaus, und bei der Rechnung werden Dir schon die Augen übergehen.

5. Bittest Du den Himmel, daß er Dich mit Widerwärtigkeiten verschonen wolle, so heirathe nie; denn wisse, der Himmel läßt sich nicht spotten.

6. Wenn ein junges, hübsches Mädchen Dir in einem Liebesbriefchen die Versicherung schreibt: „Ich will nach der Hochzeit stets, wie vor, treu lieben,“ so halte Dich überzeugt, daß es die Rechtschreibung nicht versteht; denn im Grunde will es doch nur sagen: „Ich will nach der Hochzeit, wie ehemals, stets drei lieben.“

7. Die Armuth ist der Weg zum Himmel. Mit dieser Ueberzeugung verlege Dich auf die Schriftstellerei, und Du wirst gewiß den Weg dahin nicht verfehlen.

8. Belästigt Dich im Sommer die Fülle des Sonnenlichtes bei Deinem Mittagsschläfchen, so hänge, in Ermangelung von Jalousien oder Gardinen, die Werke unserer modernen Philosophen vor Dein Fenster, Du wirst dann gewiß recht süß schlummern.

9. Trägt Dir ein anerkannter feichter Kopf einen gelungenen Wis vor, so ziehe nur gleich den Hut ab; denn wisse, Jean Paul und Saphir verdienen gewiß Deinen höchsten Beifall und Deine unverkennbarste Hochachtung.

10. Aus zwei Uebeln, sagt das Sprichwort, soll man das kleinste wählen. Hast Du eine junge, schöne Frau, und bist Du ein berühmter Schriftsteller, so bleibt Dir keine Wahl mehr.

Feuilleton.

(Ein schandervolles Ereigniß.) — In Ofen ist kürzlich ein Ereigniß vorgekommen, welches Einen mit Schauer erfüllt, da es auf geheime Unthaten schließen läßt. Die Zeitschrift der „Ungar“ meldet: Man hat nämlich aus der Donau den Leichnam eines Mädchens gezogen, das aber nicht einen Selbstmord begangen zu haben scheint,

da es einen Strick um den Hals hatte, welcher so fest gezogen war, daß die That wohl von einem Andern herühren mußte. Allem Anschein nach ist das Mädchen erdroffelt und dann ins Wasser geworfen worden. Wer weiß, welcher abscheulicher Frevel dahinter steckt. Die Polizei wird gewiß jede mögliche Anstrengung machen, um das Verbrechen zu eruiern und des Thäters habhaft zu werden. Man fabelt ohnehin im Auslande noch viel von gefährlichen Strafen und Schlupfwinkeln des Verbrechens, die hier anzutreffen wären. Es kommt daher jede Gelegenheit zu benutzen, um der Welt und übelwollenden Menschen zu beweisen, daß der Frevel nicht mehr freien Spielraum habe.

(Thierquälerei.) Ein Gutsbesitzer des Graustädter Kreises sah eines Tages, daß einer seiner Knechte die Pferde durch Schlagen mit dem Peitschenstock an den Kopf erbarmungslos antrieb, einen überladenen Düngewagen aus der Düngergrube zu ziehen. Dafür ließ der Gutsbesitzer, als der Wagen von dem Felde heimkehrte, diesen in die Grube bringen, ihn verhältnißmäßig mit Dünger beladen, dem Knechte Zaum und Zügel anlegen, und ergriff nun selbst die Peitsche. So zwang er den Knecht durch gleiche Mißhandlungen, wie er sie an den Pferden verübt, den Wagen aus der Grube zu ziehen. Die Demonstration war ad hominem, aber sie war eben so grausam, als das Verfahren des Knechts, also um nichts besser. Dem Knecht wurde durch den Zaum der Mund aufgerissen und er ist durch die Mißhandlung arbeitsunfähig beschädigt worden. — Doppelt grausam!

(Abd-el-Kader's Treue.) In einer von einem Madrider Journale mitgetheilten „geheimen Geschichte und Politik“ Abd-el-Kader's kommt folgende Notiz vor: „Unter den Frauen Abd-el-Kader's beherrscht denselben ausschließlich seine rechtmäßige Gemahlin, Keira, die Tochter Ben-Zalebs. Im Jahre 1834 hatte er von einem seiner Kalifa's ein gefährliches Geschenk erhalten, nämlich eine junge Mulattin von ausnehmender Schönheit, Namens Lella Durida. Von der Schönheit und Coquetterie derselben verführt, vergaß Abd-el-Kader eine Zeit lang die Tochter Ben-Zalebs ganz und gar. Als diese aber eines Tages in Thränen aufgelöst in seinem Zelte erschien, und ihn bat, er möge sie zu ihrem Vater zurückschicken, verließ Abd-el-Kader die begünstigte Mulattin, behandelte sie nur als Sclavin, und Keira wurde die unumschränkte Herrin seines Herzens.“

(Die Natur mit ihren Gannern.) Aus dem thierischen Instincte der Zugvögel und der Thiere, welche sich Wintervorräthe einsammeln, prophezeit man in Norddeutschland, wie in Frankreich, einen kalten Winter. — Der „Stuttg. Beobachter“ macht über die Zeichen der Zeit folgende Bemerkung: „Nichts als Abnormitäten! Der eine Sommer so naß, daß man fast eräuft, der andere so heiß, daß man verschmachtet. In den Kellern Stuttgarts erlegt man sonst nie gefehene Fischottern, und in Ulm fängt man eine auffallende Anzahl von „Todenköpfen,“ eine Schmetterlingsart, die sonst zu den Seltenheiten gehört.“

(Eine junge Amerikanerin) wollte kürzlich in Rom mit dem Papst sprechen. Als der Cardinal, an welchen sie sich deshalb gewendet hatte, ihr bemerklich machte, daß auf solche Ehre nur Töchter der Souveräne Anspruch machen könnten, erwiederte sie stolz: „In Nordamerika ist das ganze Volk souverän; ich bin die Tochter eines nordamerikanischen Bürgers, und folglich bin ich eine Prinzessin.“ Der Papst ließ auf den Bericht des Cardinals die holbe politische Schwärmerin sogleich vor, empfing sie gebührend freundlich als seines Gleichen und entließ sie fürstlich beschenkt.

(Verschwinden eines Sees.) In Tirol ist der See Bernagther plötzlich verschwunden; seine Wässer sind

in den Boden versunken; keine Erschütterung des Bodens ist dabei vorgekommen und Niemand weiß sich die auffallende Erscheinung zu erklären. Man will dieses Phänomen mit dem jüngsten Erdbeben in Verbindung bringen.

(**Herr Baron v. Rothschild**), welcher durch volle zwei Jahre von Wien abwesend war, wird, Privatberichten zufolge, bis Mitte November wieder hier eintreffen, um dann die ganze Wintersaison hier zuzubringen.

(**Abmarsch ins Lager**.) Gestern früh, Punct sieben Uhr, ist unser vaterländisches Linien-Infanterie-Regiment, Prinz Hohenlohe-Langenburg, von hier ins Lager bei Görz abmarschirt.

Papierkorb des Amüsanten.

„Welche Wirkungen haben Wärme und Kälte?“ fragte ein Lehrer seinen Schüler. — „Die Kälte zieht zusammen, die Wärme dehnt aus.“ — „Nicht so! Kannst du das durch ein Beispiel aus deiner eigenen Erfahrung belegen?“ — Der Schüler schwieg, seine übrigen Kameraden lösteten einander an. Endlich stand einer auf und rief: „O ja! Wenn's heiß ist, werden die Tage lang, und wenn's kalt ist, werden sie kurz.“

Als Beethoven's *Adelaide* zuerst mit Text gedruckt erschien, las man darüber, statt „Sanft mit Nachdruck“ — „Sauft mit Nachdruck.“

Die „Damenzeitung“ bringt folgende Verse, wozu sich auch bei uns häufige Belege finden:

„Wer Comödianten bessern will,
Fängt mit der flachen Hand
Den Nordwind auf, pflügt in das Meer,
Und säet in den Sand.“

„Herr Rittmeister!“ sagte eine coquette Dame in einer Gesellschaft zu einem Cavallerieoffizier, „wenn Sie wieder Parade vor meinem Fenster machen, so bitte ich Sie, wenigstens es nicht zu einer Zeit zu thun, in welcher meine Aeltern gegenwärtig sind.“ — „Es soll nicht wieder geschehen,“ antwortete der Offizier, „aber ich bitte mir zu sagen, in welcher Straße Sie wohnen.“

Auf einem Ballo tanzte eine Jungfrau von 50 Jahren mit einem jungen Offizier. Sie glitt aus und der Tänzer faßte sie noch zu rechter Zeit beim Arme und drückte dabei zufällig ihre Hand. Hold verschämt flüsterte sie ihm zu: „Keden Sie mit meiner Mutter!“

Ein geiziger Mann, der seinen Kindern kaum genug zu essen gab, fragte seinen zehnjährigen Sohn einst über Fische: „Junge! was willst du werden?“ — „Satt, Vater!“ antwortete dieser.

Der Hund eines Herrn hieß *Herkules*. Die böhmische Magd nannte ihn aber immer *Kules*. Sie rief: „Kummte her *Kules*, geh te furt *Kules*!“ u. s. w. Der Herr verwies ihr dieses und befahl ihr, den Hund künftig mit seinem ganzen Namen „*Herkules*“ zu nennen. Brummend ging die Böhmin in ihre Küche und sagte für sich — „*Ab potom*, das is infame, sull ich zu so schäbige Hund auch „*Herr Kules*“ sagen.“

Ein Duckflüger machte *Erida*. Da sagte ein Spasivogel: „O! ich hab' schon lange bemerkt, daß es bei ihm schief geht, und daß solches nicht mehr ausgeglichen werden kann!“

G. Lichtenstein's mnemonische Probe.

Verfloffenen Montaa, am 21. dieses, legte der Mnemoniker, Herr *Georg Lichtenstein* aus Pesth, im Saale des deutschen Ordenshauses die öffentliche „Gedächtnißprobe“ ab, die seinen Vorträgen über diesen inter-

essanten Gegenstand überall voranzugehen pflegt. Diese Probe bestand nach einem vorausgegangenen passenden Vorworte über Gedächtnißkunst überhaupt, wesentlich darin, daß er eine Zahl von 100, oder wahrscheinlich noch mehr Ziffern, die in Cohorten von 3 Ziffern abgetheilt, auf eine Tafel geschrieben wurden, nach diesen Cohorten auf Befragen ihrer ganzen Länge nach ohne Fehler benannte, ja daß nach Verlauf einer halben Stunde darauf, als er den Zuhörern auf vielfältige, von den vertheilten Tafeln herabgelesene Fragen aus allen Zweigen der Wissenschaft mit staunenswürdig und überraschender Genauigkeit antwortete, er die vorerwähnte Zifferzahl fehlerlos in umgekehrter Ordnung recitirte. Auch eine vollgeschriebene Tafel von ganz heterogenen Wörtern nannte er vor und rückwärts, wie auch einzeln aus der Mitte und wie man nur immer wollte: kurz, Herr *Lichtenstein* hat sein außerordentliches Gedächtniß auf die glänzendste Weise bekrundet und der zwar nicht eben zahlreichen, aber gewählten Gesellschaft seiner Zuhörer die gerechte Bewunderung seiner Leistungen abgezwungen, so daß wir seinen mnemonischen Vorträgen, die er eben heute in einem Lehrsaale des Lycealgebäudes eröffnet, mit gespannter Erwartung entgegensehen und dem soliden, auch durch Vortrag und sein einnehmendes Wesen ausgezeichneten Manne zu seinen Lehrstunden das beste Gedeihen, d. h. den zahlreichsten Zuspruch wünschen.

Leopold Kordesch.

Charade.

(Dreißigbig.)

Es hebet leicht mein *Erstes* sich am Rande,
Gewisse Flächen schüßend zu begränzen,
An mancher Wolke sieht man's farbia glänzen,
Hoch wird's geehrt, doch selten am Gewande.

Ein *Beiwort* zeigt sich in den letzten *Beiden*
Für den, dem heiße *Bluth* den Sinn entrücket,
Für den, den *seiner* Hochgenus entzückt,
Auch, dem sein *Loos* die frommen *Alten* neiden.

Nicht leicht wird über *Ladel* sich beklagen,
Wer *Eile* liebt im *Wollen* und *Wollbringen*,
D'rum wird sich schwerlich der ein *Lob* erzingen,
Von dem man leicht das *Ganze* pflegt zu sagen.

C. G. 3.

Industrieller Local: Cicerone.

Wie sehr unsere Hauptstadt mit dem Zeitgeiste vorwärts schreitet und als solche den ihr gebührenden Rang zu behaupten trachtet, ist in diesen und in auswärtigen Blättern schon oft erwähnt worden. Wenn wir aber hier eine neue Erscheinung einer öffentlichen Erwähnung würdigen, so glauben wir dem Begründer derselben unsere Anerkennung und dem Publicum unsere Aufmerksamkeit zu bezeigen. Wir meinen das „*Hôtel zum österrichischen Hof*.“ — Empfiehlt sich dieser Gasthof schon durch seine angenehme Lage am Schulplaze und durch die Solidität seines Aushern, so erregt er noch mehr durch die Räumlichkeit, Bequemlichkeit und Eleganz in seinem Innern die anerkennende Aufmerksamkeit des Besuchenden, der freimüthig gesehen wird, daß der Inhaber desselben, Herr *Augustin Salé*, durch die gegenwärtige Umgestaltung mancher Klage, besonders fremder Reisender, vorgebeugt hat, die sich nicht selten ohne Grund über den Mangel an soliden und billigen Absteigquartieren in *Kaisbad* vernehmen ließen. Was Billigkeit, prompte Bedienung, Echtheit der Getränke und Speisen anbelangt, können wir ihn mit gutem Gewissen den vorzüglichsten Gasthöfen an die Seite stellen; in dieser Beziehung aber, daß das ganze Dienstpersonale nur aus männlichen, gebildeten und zuvorkommenden Individuen besteht, und selbst die Küche unter der Leitung eines ausgezeichneten deutschen Koches sich befindet, mag dies *Hôtel* wohl vor andern Gasthöfen einen unbestrittenen Vorzug haben. Wie sehr es aber auch schon in der kurzen Zeit seines Bestehens in den Augen des Publicums gewonnen hat, beweisen sowohl die Mittags- und Abendgäste, als auch das für jeden offen stehende Fremdenbuch.

Wir wünschen dem wackeren Herrn *Augustin Salé*, der die Anzahl der schon bestehenden zahlreichen Fremdenzimmer noch ansehnlich zu vermehren beabsichtigt, vom Herzen zu seinen Unternehmungen Glück.

G. M.